

Manuskript.  
Abschreiben, Vervielfältigen  
u. Weitergeben nicht gestattet.  
Nur für Mitglieder.

N o t i z e n

M i t g l i e d e r - V o r t r a g

(IX)

von

D r . R u d o l f S t e i n e r

Dornach, 25. Dezember 1916

Anknüpfung an den Baldurmythos, der erzählt wurde, damit wir uns nicht verhödurisieren lassen; denn unsere Zeit hat das Bestreben nicht, in der Wahrheit zu forschen, wie es Aufgabe ist der Geisteswissenschaft, welche die verloren gegangene Gnosis wieder gewinnen muss nach der Art, wie es in der Schrift "Die geistige Führung der Menschheit" geschieht. So hatte die alte Gnosis noch nicht die Christuswesenheit erkennen können dazumal, wie in der genannten Schrift dargestellt ist, denn die Erkenntnis stand dazumal noch an der Grenze des Hineinschauens in die geistige Welt, das dann mit der fünften nachatlantischen Epoche ganz verloren ging, sodass die neue Christus-erfassung erst wieder erobert werden muss von dem ganz auf den physischen Plan gerückten Bewusstsein.

Während im Süden die Gnosis verloren ging und mit ihr das Christuserkennen der vierten Epoche und in unserer fünften Epoche auch ihre Hinterlassenschaft, die Dogmatik, durch die Kritik atomisiert worden ist, hat im Norden die Jesuserkenntnis ihren Abschluss

erreicht in der Hinwendung der Menschen zur Natur.

Jenes Zentralmysterium, das in Jütland die Menschen leitete in bezug auf die Ereignisse von Geburt und Tod, welches <sup>da</sup>dmals unbewusst im Geistdurchdringungsein jener dritten Periode so geleitet wurde, dass die ganze Menschheit unter kosmischen Einflüssen stand, die Menschen so führte, dass ein rechtmässig geborenes Kind um die Weihnachtszeit erschien, also jeder Mensch eigentlich ein Weihnachtskind war, sorgte auch dafür, dass ein solches Kind herangebildet wurde zu dem Grad eines Königs. Im eigentlichen Sinne war aber ein solcher König nicht mehr Repräsentant des Volksbewusstseins, sondern er stand über diesem und reichte mit seinem Bewusstsein in ein weiteres Menschheits-, ja in ein kosmisches Bewusstsein hinein, daher Sonnenheld.

Im Einklang mit dem kosmischen Verlauf der Entwicklung stand die Zeit (die dritte Epoche), in welcher in Jütland die Ingävonen-Mysterien die Einführung der Menschheitsfortpflanzung hatten. Da konnten die Mütter noch die Erzengel schauen, die ihnen verkündeten das Herannahen der Geburt eines Kindes.

In der zweiten nachatlantischen Periode schauten die Menschen noch die Archai; in der vierten die Angeloi.

Die Gnostik erkannte noch das Wirken der Hierarchien und die Hierarchien selbst. Nur gab sie ihnen andere Namen (Aeonen), und als der Christus herankam, da setzten sie eine neue Hierarchie. Eine neue Welle der Aeonen trat an die Menschheit heran.

In der dritten Epoche schauten die Menschen als Engel die Götter, in der vierten konnten sie nur als Mensch den Gott erkennen, und so kam der Gott als Mensch zu ihnen. Aber unsere fünfte Epoche wird die Christuserkenntnis erst wieder neu erringen müssen, sie sich selbst erobern auf dem Wege, den unsere Geisteswissenschaft unabhängig von aller historischen Forschung einschlägt.

Weit davon entfernt sind die Religionen, welche darin wetteifern, den zum Dogma herabgestiegenen Glauben zu veratomisieren. Wo

ist noch ein wahrer Glaube an die drei höchsten Feste? Wo noch an die Auferstehung? Unsere Geistlichen sind bemüht, ihn zu vermaterialisieren und abzuleugnen.

Was noch an Gotteserkenntnis vorhanden ist etwa, das reicht nicht über den ererbten Engelgott der vierten Epoche hinaus. Die Menschen glauben an Gott, das heisst den eigenen, persönlichen, individuellen Gott eines jeden, und es steht die Menschheit in der Gefahr, den eigenen Engel für den allgemeinen Gott zu halten. Der moderne Monotheismus ist nichtsweiter als ein Glaube an den Engel des Einzelnen, respektive ein Nachsprechen dieses Glaubens.

Ja, auch was als Glaube und Hingabe an einen Nationalgott ausgegeben wird, ist zumeist nur persönlich, individuell.

Die Menschheit ist weit davon, zu erkennen, dass ja eigentlich der Papst gar kein Christ sein dürfte, wie der König der Ingävonen nicht mehr Repräsentant seines Volkes sein dürfte. Die Gotteserkenntnis müsste sich da erweitern, kosmisch müsste der Umblick werden.

So haben wir:

2. Epoche Erkenntnis der Archai,
3. " " " Archangeloi,
4. " " " Angeloi,
5. " Losgelöstsein von den Hierarchien.

Ganz anders wurden noch in der vierten Epoche historische Erkenntnisse gewonnen als von unseren professoral injizierten Historikern.

Fragen wir nun einmal: Wer glaubt in heutiger Zeit noch an den Krieg? Und was heisst das überhaupt: an den Krieg glauben? Nur derjenige begibt sich mit Recht in ein Duell, der die feste Ueberzeugung hat, dass in dem Ausgang des Duells sich der Wille des Schicksals, das Urteil Gottes offenbart, und an dem, der getroffen ist, sich dieser Wille Gottes offenbart, sein Unterliegen im Sinne des Höchsten geschieht. Ebenso sah man früher in dem Krieg ein Gottesurteil, und

der Ausgang wurde als von den höheren Mächten gewolltes Historisches gesehen, als evolutive Geschichte anerkannt. Wo ist heute noch dieser Glaube an den Krieg? Im Westen gewiss nicht. Der Westen hat die Vertretung der fortschreitenden Evolution, und die ist: den Materialismus zum Austrag zu bringen. Dort also kann nicht mehr der Glaube an ein geistiges Hineinwirken in die Geschehnisse sein. Der ist nur noch im Osten zu suchen.

Je mehr die Menschheit sich entfernt hat von den Grenzen des Geistgebietes, desto mehr hat sie sich mit der äusseren Natur identifiziert. Schon damals, als der Ur-Jesusglaube der nordischen Mysterien verloren ging, hatte ja die Menschheit das Bewusstsein der geistigen Einflüsse umgewandelt und aus dem im Unbewussten geistig hingenommenen Empfängnis- und Geburtsvorgänge ein bewusstes Naturleben gemacht, was vorher noch hineinreichte in die Geisteswelt und im kosmischen Sinne geschah nach dem Gang der Sonne und der Jahreszeit. Mehr und mehr hat die Menschheit die Grenze überschritten und das Naturleben zu materialisieren gesucht.

Es wird, - dies soll kein Tadel sein, soll nur konstatieren, was im Laufe unserer Epoche des Materialismus sich zu vollziehen hat -, noch dahin kommen, dass, wie sich das Menschenleben nicht mehr an den Kreislauf des Jahres hält, so auch die Getreide und ihre natürlichen, alljährlich wiederkehrenden, wellengleichen Evolutionen sich nicht mehr an die Jahreszeiten binden, sondern durch den materialistischen Drang der Zeit sich in jede Jahreszeit hineinbannen lassen. Künstliche Zucht in Glashäusern, die unabhängig wird von dem kosmischen Wechsel der Jahreszeiten wird es auch für die Getreidefelder geben. Blumen und Pflanzen wird man in Gebäuden ziehen.

Nicht mehr das geistige Walten der Elementargeister wird da sein, sondern eine Vermechanisierung auch der Naturvorgänge.

Genau so wird man im Verlaufe der historischen Ereignisse nicht mehr das Walten höherer Hierarchien gelten lassen, und hohnlächelnd

werden blicken unsere Historiker auf die Art, wie man noch in der vierten Epoche das Hereinspielen des Geistigen, das Eingreifen der Hierarchien in die Weltgeschichte erkannte. Nur ein Beispiel soll gegeben werden, wie damals die Historiker berichteten.

Es lebte in jener Zeit im Sachsenlande ein Fürst, der wegen der Farbe seines Bartes der Rote genannt wurde. Er hatte eine Gemahlin englischer Abstammung. Diese hatte den Drang, etwas im Sinne der Religion zu tun, um die Verbindung mit den geistigen Hierarchien zu fördern, und Otto der Rote gründete ihrem Bedürfnis zuliebe und in dem Gedanken, etwas Gutes für die Menschheit und sein Volk zu tun, das Bistum Magdeburg, das ja nahe der östlichen Grenze, der slawischen Grenze lag. Dann, als er die guten Wirkungen dieser Stiftung sah, hatte er den Wunsch, es möchte ihm dies zugute kommen bei seinem Tode und er besprach sich darüber mit einem Geisteswesen, das ihm erschien. Das Geistwesen machte ihn darauf aufmerksam, dass er nicht Recht täte mit solchem Begehren und verwies ihn zur rechten Erkenntnis seines Verhaltens auf Gerhard den Guten in Köln. So entschloss sich der Kaiser Otto, nach Köln zu reisen. Dort rief er seine Ratsherren zusammen. Da, als sie im Saale waren, trat einer herein, den er gleich als den vom Geistwesen Genannten erkannte, und er fragte einen der Herren, ob das Gerhard der Gute sei, worauf es ihm bejaht wurde. Nun sagte er den anderen Ratsherren, er möchte sich mit diesem Gerhard zunächst besprechen, die anderen möchten inzwischen nur gehen, er wolle sie dann nachher wieder berufen. Darauf zogen sie mit etwas langen Nasen davon. Da fragte der Otto den Gerhard, ob es wahr sei, dass die Leute ihn den Guten nannten und warum dies so sei; denn das müsse er wissen. So hatte es ihm das Geistwesen ja aufgetragen. Gerhard sagte, das sei nur so aus der Unwissenheit der Leute, die sich dumme Gedanken machen, und habe weiter nichts zu bedeuten. Aber Otto bestand auf seiner Frage. Endlich gestand Gerhard, er wolle - aber ohne dass er alledem irgend welche Bedeutung beilege, sondern nur um seinetwillen - denn er-

zählen, um was es sich handle.

Vor einiger Zeit sei er als Kaufmann gereist, erst zu Lande, dann zur See, und endlich im Orient angekommen, wo er Einkäufe wertvoller Stoffe und Gegenstände nach Kaufmannsart, mit der Absicht, sie teuer zu verkaufen, angehandelt hatte. Später aber sei er gestrandet mit seinem Schiffe, seinen Gefährten und den Schätzen im neuen Lande, wo die Karawanen und Ansiedlungen ihn auf eine Bevölkerung hingewiesen haben, unter der er glaubte, seine Waren verkaufen zu können. Da sei ihm ein Mann begegnet, der seiner kostbaren Kleidung und seinen Waren nach derjenigen Art war, welche wohl am meisten an Gegenwert zu bieten hatte und der ihm sagte, dass im ganzen Ort wohl niemand seine, Gerhards, grosse Schätze werde bezahlen können so wie er, der allein einen kostbaren Gegenwert zu bieten habe. Und dann führte er ihn, den Gerhard den Guten, in sein Lager und zeigte ihm seine Kostbarkeiten. Es waren zwölf gefesselte christliche Jünglinge, ebensoviele Greise, die den Gerhard noch mehr dauerten als die armen Jünglinge. Engländer waren es. Und dann waren da noch Jungfrauen, etwa fünfzehn, davon die meisten Engländerinnen und einige Norwegerinnen höchsten Standes: eine Prinzessin mit ihren wenigen Frauen, die einem englischen Prinzen Wilhelm vermählt werden sollte. Sie alle hatten aber Schiffbruch gelitten und waren verschollen.

Da schien Gerhard dem Guten das freilich ein reicher Lohn für seine Kostbarkeiten, Gewänder und Schätze, alle diese gefangenen Christen heimführen zu dürfen, und da bekam er ausser an reich ausgerüsteten Schiffen und Reiseversorgung für die Befreiten von dem Herrn auch noch die Versicherung, um seinetwillen ferner schonungsvoller mit den Christen zu verfahren.

Und nun zog er mit allen heimwärts. Die Engländer liess er in ihre Heimat ziehen. Die Norweger und die Prinzessin nahm er mit nach Köln, wo seine Hausfrau allerdings erst ein wenig die Nase rümpfte, dann aber mit ihm die Prinzessin als Pflgetochter hielt. Nur die

Trauer um den Geliebten beeinträchtigte die Freude, welche ihre sonst so liebe Gegenwart bereitete. Man forschte, aber hörte nichts von dem Prinzen Wilhelm. Endlich, da der Kaufmann einen Sohn hatte, dachte man daran, sie ihm zu vermählen, und der Bischof liess ihn zum Ritter schlagen, damit dies standesgemäss geschehen könne, nachdem das Jahr Bedenkzeit, welches sich die Braut erbeten, verflossen war. Da wurde Hochzeit gefeiert. Es erschien dann auf einmal ein Pilger in verwildertem Aufzug. Gerhard fragte, wer er sei. Aber der Mensch meinte, von heute ab sei sein Schicksal entschieden, er müsse es nun sein ganzes Leben still weitertragen, das grosse Leid seines Lebens, das er nicht mehr aussprechen dürfe. Aber dem Gerhard wurde klar, dass, wenn der Pilgrim Wilhelm von England sei, er als der erste doch seine ersten Rechte auf die Braut natürlich haben sollte. Das sei selbstverständlich. Und so geschah es denn auch. Gerhard besprach sich mit seinem Sohn, der zurückstand, und dann wurde ein grosser Zug ausgestattet und alle nach England geführt. Dort war grosse Not, und der Rat war zusammengetreten wegen eines Thronfolgers. Der Rat aber bestand aus den Jünglingen, welche Gerhard befreit hatte, und sie waren auch gleich willens, ihn selbst zum Thronfolger zu wählen. Jedenfalls wurde er in seinem prächtigen Gewande gleich zugelassen und angehört. Und so wurde das Land seiner Not enthoben.

Dies alles erzählte der gute Gerhard, wie gesagt, dem roten Otto, ohne es aber besonders als Gutes hinzustellen, sondern nur um seinetwillen, und betonte nur, das sei ihm nichts Wesentliches und er wisse nicht, ob es gut oder nicht gut sei; er habe das eben so getan, wie es ihm geschienen. Otto aber wusste nun genug und rief die anderen hochwürdigen Ratsherren herbei, um sie wissen zu lassen, dass er das Nötige erfahren habe von Gerhard dem Guten und ihrer nun nicht mehr bedürfe, worauf sie mit noch längeren Nasen abzogen. Bei dem roten Otto aber hatte die Erzählung genügt, um eine Wandlung seines Wesens hervorzurufen. (Wir sollten darüber meditieren.)

Morgen wollen wir dann sehen, in welcher Beziehung dieses eine unter anderen Beispielen zu dem steht, was in bezug auf unsere Betrachtung weiter zu sagen ist.

---